



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Raabe, Wilhelm: Pfisters Mühle : ein Sommerferienheft : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



msprungen und umwedelt von allen Hunden des Hauses traten wir in die Stube und nahmen den Flaschenkorb mit hinein. O, wie die Mühle an jenem Abend noch voll war von allem, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört! Und wie angenehm es war, aus der Kälte in die Wärme, aus der Dunkelheit in den Lampenschein, von der Landstraße in die Sofaecke hinter geschlossenen Fensterläden zu kommen!

Meiner Väter Hausrat noch überall an Ort und Stelle — die Ruckuhr im Winkel, die Bilder an den Wänden (nur die Herren Studenten und der Liederkrantz hatten ja ihre Massengruppirungen in Lithographie bis jetzt weggeholt), der ausgestopfte Wildkater in seinem Glaskasten über der Kommode, und die zahme Hauskatze am Ofen sich bis über die Ohren putzend, weil Gäste kommen sollten! Es ist nicht auszusagen, wo alle die Bilder bleiben. — —

Die Gäste, die kommen sollten, waren wir — ich der Haussohn, und Doktor Mische, der gerufen worden war, um dem Behagen von Pfisters Mühle den Puls zu fühlen; aber es waren auch schon Gäste vorhanden, derentwegen Niez am Ofen sich dreist bis über die Ohren putzen durfte. Der lange Tisch, der sich sonst unter gewöhnlichen Umständen die eine Wand entlang vor der Bank herzog, war in die Mitte der Gaststube gerückt, mit einem weißen Laken überzogen und mit allem versehen, was in Pfisters Mühle zu einer festlichen Tafel gehörte. Auf der Bank, die sie demnächst an den Tisch nach sich rücken sollten, saßen die Knappen und der Junge in ihren reinlichen Müllerhabitern (wie die weißen Tauben auf dem Dachfirst, meinte Mische) und hinter einer geputzten Tanne stand Samse (wie der Feuerwerker hinter der Kanone, meinte Mische), bereit, auf den ersten Wink von Vater Pfister loszubrennen, d. h. die gelben, grünen, roten

Wachslichter zwischen den vergoldeten Nüssen und Äpfeln, den Zuckerherzen und allem, was sonst Christine aus der Stadt zum Zweck mitgebracht hatte, anzuzünden. Christine selbst freilich scharwerkte in Verbindung mit den beiden Mägden der Wirtschaft noch aufgeregt in der Küche und hatte mir vorerst nur eine feuchte und nach einem Gemisch von Zwiebeln und Zitronen duftende Hand zum Willkommen durch die Thürspalte reichen können.

Es war ihnen Gottlob allen lieb, daß wir endlich da waren. Sie kamen sämtlich bei unserm Eintritt in Bewegung. —

Man mit der Lunte, Samsel! kommandirte mein Vater, und über alles Begrüßungsgetöse von Vater Pfisters Weihnachtsgesellschaft klang eine tiefe, klangvolle Stimme:

Willkommen im Hasen, meine Herren!

Man muß sich immer erst eine Weile an das Licht gewöhnen, wenn man von der Landstraße, aus der Nacht und dem scharfen Nordost kommt. Wir hielten beide noch die Hände über die Augen; aber jene Stimme kannten wir seit lange bei Nacht und bei Tage.

He, auch der Sänger! . . . Vater Pfister, Sie sind wie immer der Meistermann! . . . Lippoldes! Natürlich — zu dem Guten bringt er das Beste! Guten Abend, göttergeweihter — alter Freund.

Ich erlaube mir, Ihnen meine Tochter vorzustellen, Mische. — Meine Tochter — Herr Doktor Mische! — Herr Eberhard Pfister junior — meine Tochter Albertine! Ja, Ihr Herr Vater war so freundlich, uns zu dem heutigen Festabend einzuladen, lieber Ebert!

Zwölftes Blatt.

Unter Vater Pfisters Weihnachtsbaum.

Ich habe mein Teil, und glücklicherweise ist es auch seine oder ihre Meinung, daß das ein Glück sei! Da sitzt es oder sie in der Turbinenstube mit dem Nähzeug im Schoß und läßt sich von mir in Ermangelung eines Interessanteren von Pfisters Mühle erzählen in der Villeggiatur. Reizend sieht es aus, mein bescheiden lieblich Teil, neben dem Beutelkasten. Ich weiß nichts Hübscheres in aller weiten und nahen Welt als mein mir beschieden Teil, wie es da sitzt an unserm Tischchen vor dem stillen Kammerad und den unbeweglichen Mühlsteinen, mit dem heißen Tag draußen und dem Fluß, der für jetzt noch munter fort und fort rauscht durch den jetzt so nutzlosen Mühlrechen. Um den Wellbaum herum sucht sich die Sonne aber doch wieder ihren Weg in unsern kühlen Schlupfwinkel und zu meinem jungen Weibe; gerade als ob auch sie mir eben mein wonniglich Teil vom Glücke dieser Erde in das beste Licht zu stellen den Auftrag erhalten habe. —

Ganz unnötigerweise. Sie sind ja, Gott sei Dank, die besten Freundinnen geworden — Frau Doktor Pfister und Frau Doktor Mähe. Sie (Frau Doktor Emmy) wünscht es ja, daß ich ihr von ihr (Frau Doktor Albertine) mehr und genauer Bericht thue als von irgend etwas andern aus der Zeit des Niederganges von Pfisters Mühle. Es ist keine Gefahr für unsern häuslichen, ehelichen Frieden dabei, daß auch andre ihr hübsches Teil von der Welt bekommen sollen. Ich kann weiter erzählen von Fräulein Albertine Lippoldes und dem armen Schelm, ihrem Papa, unter meines Vaters Christbaum und an seinem Weihnachtstische und leider auch in dem, trotz aller Christfestbüste, nicht wegzuleugnenden Ammoniak- und Schwefelwasserstoff-Geruch von Pfisters Mühle. —

Ach daß es so häufig, wenn man der nicht mehr vorhandenen Bilder gedenkt, nötig ist, so pragmatifisch als möglich zu sein, sobald man von ihnen reden oder gar schreiben will! Wie strahlte Samses Bisage in dem Lichte, das von ihm selber ausging — welche eine Gloriole umgab Fräulein Albertinens müdes, freundliches Gesicht vor dem grünen, leuchtenden Tannengezweig — wie hübsch war das Bild im ganzen: meines Vaters Weihnachtsstube mit allen ihren Hausgenossen und Gästen in Pfisters verstärkter Mühle! Wie ließe sich davon singen und sagen — märchenhaft wundervoll: ich aber habe nüchtern von Felix Lippoldes und seiner Tochter zu berichten.

Nüchtern von Felix Lippoldes! Es giebt noch einige Leute, die noch wissen, wie schwer das, aller Pragmatif in der Welt zum Trotz, seinerzeit war. Am einfachsten ist's hier, ich erzähle nicht, wie ich meiner Frau erzählte, sondern ich schreibe ab aus einer andern Biographie, einem Buche, welches durchaus nicht von meines Vaters Mühle und von Felix Lippoldes handelt, in welchem aber der Name des frühern Besitzers: Doktor Felix Lippoldes, auf der ersten Seite stand, und welches nicht durch Zufall unter die wenigen Bände meiner Reisebibliothek geraten war.

„Mittlerweile hatte einer auf die Straße gesehen und rief nun: Sieh, da geht er hin! — Wo, wo? und alles drängte sich an die Fenster. Und er ging dahin, ein trauriger Aufzug. Seine Kleidung schien sehr abgetragen und saß sehr nachlässig; der braune Frackrock war hinten am Ellenbogen schon ziemlich weiß geworden, und die weite, schwarze Hose wehte sehr melancholisch um seine dünnen Beine; die dunkle Weste war bis unter dem Halse zugeknöpft, seine grobe Halsbinde ließ nichts Weißes sehen, und auf dem Kopfe trug er eine alte grüne Mütze. In seinem ganzen Körper war kein Halt, er wankte so, daß man fast befürchten mußte, er möchte umfallen; nur langsam bewegte er sich fort nach seiner Weise, wo er die Spitzen der Füße wie zufühlend voraussetzte. —

Gott, wie betrübt! Nein, so traurig hätt' ich mirs nicht vorgestellt! sagte man. Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Übrigens ist es nur gut, er sehnt sich gewiß auch selbst nach dem Tode. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Num! —

Inzwischen kam er an ein paar Knaben vorbei, welche ihm aus dem Wege gingen, ihn anstauten und die Mützen zogen.

Als er durch das Abnehmen seiner Mütze wieder grüßte, konnte man wahrnehmen, wie sehr ihm das Haar ausgegangen war, sein Kopf war beinahe kahl, nur hin und wieder flatterte eine einsame Locke im Winde. Dabei lag auf seinem abgemagerten Gesichte eine tiefe Blässe, eine dicke Finsternis lagerte sich auf seiner hohen Stirn, ein Gewitter um den Olymp, aber die Blitze seiner Augen waren sehr matt.

Sieh, er fällt vor Mattigkeit. — No, no; es geht noch einmal. Ach, gerade wie ein Landläufer.“

Er ist ja leider keine vereinzelte Tragödie in der Welt und der Literatur, der verloren gehende Tragöde, und er hat trostloserweise nicht immer das Glück, so unbemerkt, unbeschrieben und unbeschrieben vorbei zu taumeln wie der arme Felix. Sie haben sie nur zu häufig in ihrem Spiritus aufbewahrt, in Detmold, in Leipzig, in Braunschweig und an mancher andern größern und kleinern „Kulturstätte,“ diese Hohenstaufen- und Französische Revolutions-Dramatiker — die verunglückten Terzinen- und Stanzen-Epiker, die unausgegohrenen Lyriker — all das ruhelose, unglückseligselige Zwischenreichsvolk, von dem Annette Drost-Hülshoff meinte, daß es dann und wann viel mehr wert sei und bedeute als — viele andre. Es konnte wahrlich nicht in meiner Absicht liegen, den Dichter der Thalatta, des Marich in Athen u. u., Felix Lippoldes, in meinen Geschichten von Pfisters Mühle auch noch meiner Emmy als abschreckendes literarisches Beispiel aufzustellen; unter manchen, die das nicht leiden würden, ist eine vor allen, seine liebe Tochter Albertine, die seinetwegen aus England zurückgekommen war und mit ihm in unserm Dorfe sein letztes armseliges Quartier teilte.

Wir hatten alle, in der Stadt, an der Universität auf den gelehrten Schulen, längst genug von ihm gewußt; aber eigentlich nicht das Geringste von dieser Albertine, seiner klugen, braven, tapfern Tochter, obgleich selbst wir, die wir noch „auf Schulen gingen,“ unsre Glossen so gut darüber machten wie die ältern Herrschaften, denen vor Zeiten seine Verheiratung so unendlichen Stoff zur Unterhaltung gab, sowohl im wissenschaftlichen Kränzchen wie hinter dem Bierkrug und am Thee- und Kaffeetische. Zu welchen Hoffnungen er in seinen jüngern, bessern Jahren im Kreise seiner Altersgenossen und als Dozent der klassischen Philologie an unsrer Universitas litterarum berechtigt haben mochte: die schlimmsten Befürchtungen, die man in betreff eines zu gescheiten, zu nervösen und zu phantasiereichen Menschen haben kann, waren eingetroffen. Nun vegetirte er in unserm Dorfe in einer Bauernstube, die im Sommer auf den Landaufenthalt der unbemittelten Honoratioren der Stadt sich eingerichtet hatte, und seine Tochter war aus England, wohin sie als Gouvernante gegangen war, zurückgekommen, um ihm — leben zu helfen.

Ich thue mein Bestes, ihn Emmy zu schildern, wie er vor mir steht, nicht

der dramatische Poet Felix Lippoldes, sondern dieser heilige Abend, bei dem auch noch der arme Felix zugegen war. Ach, wie meine Schritte hohl wiederhallen in den ausgeleerten Räumen der verkauften, verlassenen Mühle! Wie leuchtete Samses wetterfestes Gesicht unter den Lichtern, die er auf den grünen Zweigen angezündet hatte, wie gab mein Vater alles her, was er an Wohlwollen und Fröhlichkeit in seinem guten Herzen hatte. Unter der Tanne saß er, mit seinem Sams als Hofmarschall hinter sich, und um ihn her alles, was Weihnachten mitfeierte in Pfisters Mühle. Wie die Welt, wie die Zeit, die sich augenblicklich die neuenannte, andringen mochte, wie es draußen riechen mochte: in Vater Pfisters Gaststube war noch einmal alles beim Alten.

Sehr merkwürdig war das Verhalten Asches.

Noch bis vor die Thür hatte er augenscheinlich die beste Absicht mitgebracht, sich so toll, ausgelassen und närrisch als nur möglich zu behaben und den Froniter beim Feste bis an die Grenzen des Hanswursts hinan zu agiren. Viel Gewissen hatte er seinerzeit in dieser Hinsicht eigentlich nicht, und ein erkledlich Teil von dem, was er heute in der Beziehung sein nennt, kommt vielleicht auch mit auf Rechnung jenes Weihnachtsabends.

Es kam einmal wieder ganz anders, als wie der Mensch sichs gedacht und vorgenommen hatte; der erste Anblick des Poeten aber that wahrlich nichts, die Luft des Schalks am Spiel mit der Welt zu dämpfen. Im Gegenteil, nachdem er alle übrigen in seiner Weise begrüßt und sich von der Christine einen Rippenstoß und die Weisung geholt hatte: Gehn Sie weiter, Doktor! schien er fernerhin sich ganz dem Dichter widmen zu wollen.

Ne, wie Sie mich freuen, Lippoldes! rief er. Sie hat mir das Christkind ganz speziell für mich unter den Baum gelegt, und den Stuhl da neben Ihrer Sofaecke kriege ich natürlich auch. Vater Pfister, Sie wissen doch immer zu dem Guten das Beste zu finden; schmerzten mich nicht noch meine Rippen so sehr, hätten Sie jetzt schon den Kuß, den Jungfer Christine eben so schnöde ver schmächt hat! . . . Das hätte ich schon auf dem Wege ins Schwefelwasserstoffhaltige wissen sollen, daß ich Sie in dem Gewölke schwebend erblicken würde, Lippoldes, meine Schritte und die des Knaben an meiner Seite würden sich um ein Beträchtliches beschleunigt haben. Das ist ja zum Radschlagen gemüthlich! Seit einer halben Ewigkeit hat man sich nicht gesehen. Nun, Olympier, wie ging es denn während der ganzen Zeit im ewigen Blau?

Seit er uns zu unsrer glücklichen Ankunft im Hafen beglückwünscht hatte, hatte Doktor Lippoldes sich nur in seiner Sofaecke geregt, um aus dem Schatten und Tabakrauch eine dürre, zitternde Hand nach dem danpfenden Glase auszustrecken; jetzt erwiederte er mit matter Gleichgiltigkeit:

Wenden Sie sich mit der Frage an meine Tochter, lieber Asche.

Mein lieber Vater! sagte Albertine Lippoldes, auf ihrer Seite näher an den armen Mann rückend und den Arm um seinen Nacken legend. Dabei hat

ein bei weitem mehr gleichgiltiger als drohender Blick meinen guten Freund Asche gestreift, und von diesem Augenblicke an ist der ein verlorener, das heißt gewonnener Mensch gewesen und hat sich, wie gesagt, selten an einem fidelen Festabend so anständig betragen wie an diesem. Wer dies aber gegen Mitternacht hin nicht mehr vermochte, das war Doktor Felix Vippoldes.

Um jene späte Zeit stand Felix Vippoldes nicht etwa bloß auf einem Stuhle, sondern mitten auf dem Weihnachtstische in Pfisters Mühle, das graue Haar zerwühlt, das schäbige Röcklein halb von den Schultern gestreift, und deklamirte mit finstern Pathos:

Einst kommt die Stunde — denkt nicht, sie sei ferne —,
 Da fallen vom Himmel die goldenen Sterne,
 Da wird gefegt das alte Haus,
 Da wird gekehrt der Plunder aus.
 Der liebe, der alte, vertraute Plunder,
 Vieler tausend Geschlechter Zeichen und Wunder:
 Was sie sahen im Wachen, was sie spannen im Traum,
 Die Mutter, das Kind, die Zeit und der Raum!
 Kein' Spinnweb wird im Winkel vergessen,
 Was der Körper hielt, was der Geist besessen,
 Was das Herz gefühlt, was der Magen verdaut;
 Und Tod heißt der Bräutigam, Nichts heißt die Braut!

Mit offenem Munde, den Bowlenlöffel in der Hand, stand mein Vater vor seiner größten Punschschale. Alle hatten die Stühle zurückgeschoben oder waren von ihnen aufgesprungen und drängten sich um den leider in gewohnter Weise außer sich geratenen Poeten halb lachend, halb verblüfft — mit vollem Verständnis für das Ganze wohl nur Asche, ich und — eine leise, klagende, bittende Stimme in dem lustigen Lärm:

Vater! Lieber, lieber Vater!

Gott bewahre mich in seiner Güte, rief mein Vater, habe ich Sie darum in meiner Bedrängnis höflich um ein vergnügtes Weihnachtspoem ersucht, Doktor Vippoldes, um mir so von Ihnen den Teufel noch schwärzer an die Wand von meiner Mühle malen zu lassen? Da kommen Sie doch lieber 'runter vom Tische und lassen Sie Ihren Kollegen in der Phantasie 'rauf! Adam, so reden Sie doch mit ihm! Sie haben doch sonst das gehörige Getriebe zur Verfügung und sitzen mir heute den ganzen Abend da, als wären Ihnen Bodenstein und Lauffer zugleich geborsten, der Fachbaum gebrochen und das Wasser überhaupt ausgeblieben. O Fräulein Albertine, beruhigen Sie sich: wir sind ja ganz unter uns! Das ist ja das einzige Gute jetzt, daß Pfisters Mühle meistens ganz unter sich ist und ihren Spaß in jeder Art für sich allein hat.

Unter den Gläsern und Schüsseln des Weihnachtstisches vor der erloschenen Tanne von einem Fuße auf den andern springend, kreischte Felix Vippoldes:

Wie schade wird das sein! Dann kehrt man dort
Den guten Kankzeleirat weg und seinen Stuhl,
Auf dem er fünfzig Jahr' lang kaskulirte.
Vergeblich wartet mit der Suppe seine Alte,
Nicht lange doch; denn plötzlich fällt ein mächt'ges
Gestäub die Gasse, dringt in Thür und Fenster —
Der Kehrrihtstaub des Weltenuntergangs.

Um, murmelte Adam Asche, an meiner Seite beide Ellenbogen auf das
Tischtuch stützend:

Sehr drollig wird das sein für den, der da zuletzt lacht,
Sieht er im Wirbel fliegen, was ihn quälte,
Bis selber ihn der letzte Kehraus faßt.

Zwei Stunden später saß er trotz der kalten Nacht noch längere Zeit in
unserer Kammer unter dem Dache auf dem Betrande, und einmal hörte ich ihn
vor sich hinbrummen:

Das ist wirklich ein merkwürdig nettes Mädchen — ein ganz liebes Kind
und, wenn der erste Eindruck nicht vollkommen täuscht, auch garnicht dumm!

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Noch ein Wort zum heutigen Zivilprozeß. Der Artikel „Das mündliche Verfahren im Zivilprozeß“ in Nr. 39 dieser Zeitschrift giebt uns Anlaß zu einigen Bemerkungen über das Verfahren nach der Reichszivilprozeßordnung, welche, auf praktischen Beobachtungen beruhend, nicht ganz ungeeignet sein dürften, als Beitrag zur Kritik des gegenwärtigen Prozesses zu dienen. Während der erwähnte Aufsatz die zwar nicht scharf bezeichnete, aber immerhin deutlich erkennbare Frage: Schriftlichkeit oder Mündlichkeit? zum Zielpunkte hat, soll in dem vorliegenden die Frage behandelt werden, ob und inwiefern das heutige Verfahren überhaupt ein mündliches genannt werden kann.

Regelmäßig pflegt man den Grundsatz der Mündlichkeit als dem der Unmittelbarkeit des Verfahrens untergeordnet aufzufassen. Der natürlichen Anschauung nach kann nun aber von einer Unmittelbarkeit des Verfahrens nach zwei Seiten hin die Rede sein: einmal insofern das Gericht unmittelbar mit den Parteien verhandelt, sodann insofern die Erkenntnismittel der Wahrheit dem Gerichte unmittelbar vorgelegt werden.

Daß in dem ersten Sinne der jetzige Anwaltsprozeß, d. h. das Verfahren vor den Kollegialgerichten, die Unmittelbarkeit nicht kennt, ist klar, dagegen verlangt das Gesetz mündliche Verhandlung, d. h. mündliches Vortragen des gesamten Prozeßmaterials, in der Weise, daß der Richter bei Fällung des Urteils nur auf das mündlich Vorgetragene Rücksicht nehmen darf. Der mündlichen Verhandlung „sollen“ indessen Schriftsätze vorausgehen, welche nach der Absicht des Gesetzgebers den